

# Friedrich Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung

Vortrag von Dr. phil. Florian Roth an der Münchner Volkshochschule, 4.12.2009

Sehr geehrte Damen und Herren,

ging es nicht jedem von uns schon so: Wie glücklich ist es, wenn wir nach einer harten Arbeitswoche, in der man seine Rolle spielen musste, man nie ganz bei sich war, sondern immer in äußeren Geschäften, wenn man dann mal wieder in die Natur sich flüchtet. Fernab der großstädtischen Zivilisation genießt man die Wälder, Seen und Berge Oberbayern. Man findet manchmal sogar einen Moment der Stille ohne Menschen und genießt die ruhige Schönheit der Natur. Ohne Getriebe, ohne Widersprüche und Konflikte, nur das reine Da-Sein in scheinbar schöner Harmonie. Man versenkt sich fast schwärmerisch in den Anblick der reinen Natur.

Als ich selber – wie so oft – im Allgäu nahe Füssen im Urlaub war, fragte ich einen Milchbauern, ob er das nicht genieße, immer in dieser wunderschönen, idyllischen Landschaft zu leben. Doch er erwiderte, dass er das nicht als etwas Besonderes empfinde, da er ja immer schon hier war und das seine normale Umgebung sei.

Was haben diese meine fast privatistisch anmutenden Betrachtungen nun mit Schiller und seiner Ende des 18. Jahrhunderts erschienenen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ zu tun, mögen Sie fragen. Vielleicht sehr viel.

Ist nicht die Sicht des Allgäuer Milchbauern, der so eins mit seiner Umgebung ist, dass er das Schöne an ihr gar nicht wahrnimmt, im Schiller'schen Sinne naiv und die meine Sicht, die eines entfremdeten, zivilisatorisch verdorbenen Großstädtlers „sentimental“ – oder wie Schiller es nennt „*sentimentalisch*“?

Schiller beginnt seine Abhandlung auch mit genau solch einer Betrachtung des Naturschönen, das in uns „*eine Art Liebe*“ und „*rührende[n] Achtung*“ entfacht. Natur wird uns dann zum „*Naiven*“, so Schiller, wenn sie im Kontrast zu Kunst und Kultur steht, wenn sie unabhängig von uns nach eigenen Gesetzen notwendig so ist, wie sie ist. Das erscheint uns nicht nur als ein Gegensatz, sondern als Überlegenheit. Die Natur „*beschämte*“ die Kunst, so Schiller.

Lieben wir die Dinge der Natur wirklich als konkrete, den einzelnen Baum, den Wald, den See. Nein, wir sind so hoffnungslos intellektuell, nach Schiller zumindest, dass wir in ihnen eine Idee verehren:

*„es es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.“*

Wenn wir in sentimentaler Stimmung sind, werden wir wehmütig, denken oft an eine für immer verlorene Vergangenheit, etwa an unsere Kindheit, als wir noch nicht so abgeklärt waren, uns die Welt noch offen stand, wir nicht so in der Zwangsjacke eines regulierten Lebens eingesperrt waren. Natur und Kinder können uns sentimental machen. Schiller beschreibt die Faszination der Naturdinge so:

*„Sie sind, was wir waren, sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unsrer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.“*

Dies Nostalgie ist eine doppelte. Sie bezieht sich sozusagen auf unser individuelles Erwachsenwerden wie auf das kollektive der Menschheit. Es ist der Weg von naiver Unschuld, unreflektiertem Einssein mit uns und der uns umgebenden Welt zu Freiheit und Reflektion. Dieser Weg ist Aufstieg wie Abstieg zugleich. Natürlich sind wir Kindern und noch mehr der gedankenlosen Natur himmelhoch überlegen. Wir wissen so viel, wir können über so viel nachdenken, haben eine so große Stufe der Freiheit erlangt.

Aber wir sind auch einsam und zerrissen. Wie oft wissen wir nicht, wie wir handeln sollen. Wie häufig sind wir nicht wir selbst, sondern müssen Rollen der äußeren Welt ausfüllen – ich mal als Stadtrat, als Schulberater, als Dozent. Manchmal verstellen wir uns gar. Ich verrate Ihnen mal ein Geheimnis: Das kommt sogar in der Politik vor, in der ich ja auf Stadtebene ein paar Erfahrungen habe. Und unser Leben ist of so künstlich, auch durch artifizielle Hilfsmittel geprägt (wie viel Zeit verbringe ich vor dem Computer, im Internet, mit meinem Handy). Dem verlorenen Paradies, der vergangenen Kindheit, der zerrissenen Einheit trauern wir bisweilen nach. Doch wir können nicht einfach zurück: Zurück zur Natur. Das Aussteigerdasein auf einer einsamen Insel – manchmal sehnen wir uns danach, aber wollen wir damit wirklich ernst machen?

Die Zivilisation, die Emanzipation von der Natur bringt uns so viele Vorteile, nicht nur Bequemlichkeiten, sondern ein höheres Maß an Vernunft und Freiheit, Doch, wie gesagt, wir bezahlen diesen Gewinn. Wir sind oft zerrissen zwischen unserer Innerlichkeit und den äußeren Notwendigkeiten und Zwängen. Manchmal kommt uns unsere Welt so furchtbar künstlich vor und wir sehnen uns nach dem naturnahen Leben eines Einödbauern.

Dieser Zwiespalt macht vielleicht den Menschen als Kultur- und Verstandeswesen aus, besonders stark prägt er aber den modernen Menschen.

Und Schillers Abhandlung ist hier bei der Reflektion der Moderne über ihre eigenen Bedingungen und Widersprüche ein Meilenstein. Auf seine Weise formuliert er auch eine „Dialektik der Aufklärung“, um den Titels des Buchs von Adorno und Horkheimer zu zitieren, dass eineinhalb Jahrhunderte später entstand.

Aber, so könnte man einwenden, er handelt doch über naive und sentimentalische *Dichtung*. Und Schiller ist doch ein Dichter, kein Soziologe oder Philosoph. Schiller wie viele seiner Zeitgenossen in jener klassischen Epoche der deutschen Geistesgeschichte wilderte in verschiedenen Disziplinen – und das war kein Zufall. Wie er inhaltlich nach einer neuen Ganzheitlichkeit des Menschen suchte, so musste er auch verschiedene Wissenschaftsdisziplinen dazu bemühen: Historie, Dichtung und Philosophie eben. Und andererseits gehörte er zu jenen, die der Dichtung nicht einfach ein Nischendasein als ein bunte Blüte im Garten der Kultur zugestanden, sondern er gab ihr einen moralischen, menschheitlichen Auftrag. Denn, um das anzudeuten, die Poesie sollte für ihn eine zentrale Rolle spielen auf dem Weg der Menschheit zu ihrer Vollendung.

„Über naive und sentimentalische Dichtung“ erschien erstmals 1795 und 1796 in der Zeitschrift „Die Horen“ in drei Folgen und dann als Buch im Jahre 1800. Es bildet den Abschluss einer philosophischen Trilogie, die mit der Abhandlung „Über Anmut und Würde“ begann und dann mit dem Werk „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ fortgesetzt wurde. Nach diesem Ausflug in die Philosophie sollte der Poet Schiller stöhnen:

*„Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt, als in diesen Tagen und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe“*

Der heute behandelte letzte Essay der Trilogie sollte Epoche machen. „Geistvoll wie nichts in der Welt“ sei laut Thomas Mann dieser „klassische und umfassende Essay der Deutschen, welcher eigentlich alle übrigen in sich enthält und überflüssig macht“. Für manche bildete er den Übergang von der Klassik zur Romantik. Kleist wie Hegel waren stark durch die hier ausgedrückten Gedanken beeinflusst. Der Schiller-Experte Helmut Koopmann bezeichnete dies Werk als „eine Ortsbestimmung der Moderne“ und eine „kulturphilosophische Schrift großen Ausmaßes“.

Diese Schrift ist also vielerlei. Sie ist mindestens Folgendes: ein großer geschichtsphilosophischer Wurf, eine anthropologische Studie über die verschiedenen Arten des Menschseins, eine Analyse der Moderne, eine kulturtheoretische Abhandlung und – ganz vordergründig – natürlich eine Poetologie, welche eine Einteilung der verschiedenen Arten der Dichtung nach ganz neuen (eben nicht formalen) Gesichtspunkten anstrebt. Schließlich ist sie noch zwischen den Zeilen eine Bestimmung der eigenen Position gerade in Abgrenzung zum großen Geistesbruder Goethe.

Aber wieder zurück zu ihrem Inhalt. Wir erinnern uns: Wir haben unsere ursprüngliche naive Einheit mit uns und der Welt verloren, ruhen nicht mehr in uns, sondern sind als Kultur- und Reflektionsmenschen voller Widersprüche. Aber neben der Trauer über die verlorene Kindheit sehen wir, dass wir eine höhere Stufe erklimmen haben – was aber mit Leid erkaufte ist. Schillers Analyse bleibt aber nicht in dieser Polarität stehen. Er geht jenen berühmten Dreischritt, den nach ihm Hegel idealistisch und dann Marx materialistisch gehen wird. Es ist immer das gleiche Schema: Einfache Einheit zuerst, dann Verlust der Einheit und Zerrissenheit auf einer höheren Stufe, dann aber zuletzt Versöhnung, Wiederherstellung der Harmonie, aber auf einer viel komplexeren Stufe. Bei Hegel wird das These, Antithese, Synthese heißen. Es ist wie eine Spirale, eine Wendeltreppe – Rückkehr zum Ausgangspunkt aber auf einem höheren Niveau. Hegel wird übrigens noch optimistischer als Schiller sein, denn er glaubt, man könnte den absoluten Standpunkt individuell und menschheitlich-kollektiv wirklich erreichen und so das Paradies wiedergewinnen und die Geschichte zu einem Ende bringen. Für Schiller, darin eher Kantianer, ist diese dritte Stufe immer nur Auftrag, Ideal, dem man sich als unendliche Aufgabe nur annähern, es aber niemals ganz erreichen kann. Schiller vergleicht uns mit den unschuldigen Naturwesen:

*„Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn beides sich mit einander verbindet – wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideale hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unsrer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.“*

Das Ideal ist die Einheit von Nothwendigkeit und Freiheit. Freiheit nicht als Willkür, Nothwendigkeit nicht als Zwang. Etwa im Kantischen Sinne als Autonomie als *„die Eigenschaft des Willens, sich selbst eine Gesetz zu sein“*. Oder noch radikaler bei Hegel: *„Endlich die absolute Nothwendigkeit ist und enthält an ihr selbst die Freiheit“*. Wenn Vernunft und Freiheit sich über den Zustand der ruhelosen Zerrissenheit in eine höchste Harmonie und Ruhe fügen, hätten wir das Ideal erreicht. Die Betrachtung der Natur demüthigt und beschämt uns, weil wir diese Harmonie nicht unser eigen nennen, aber sie beglückt uns auch als süße Erinnerung an unsere Kindheit und ferne Vision unserer Zukunft. Im 20. Jahrhundert sollte Ernst Bloch seine Zukunftsutopie mal so beschreiben: *„so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“*.

Ganz ähnlich wie Schiller wird ein gutes Jahrzehnt nach diesem Aufsatz Kleist in seiner Schrift *„Über das Marionettentheater“* die geschichtlichen Stadien der Menschheit in einem Dreischritt analysieren. Für Kleist sind Bewusstsein und Grazie Gegensätze – wie man eine unbewusste elegante Pose nicht bewusst wiederholen kann, so ist die natürliche Anmut dem grübelnden Menschen versperrt. Uns sind *„Missgriffe [...] unvermeidlich,*

*seitdem wir von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben. Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist“* „so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott. Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen? Allerdings, antwortete er, das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“

Aber zurück zu Schiller. Er beschreibt den *„Weg, [...] den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß“* und zieht auch einen durchaus wertenden Vergleich zwischen dem Menschen im Natur- und im Kulturzustand, zwischen Naivität und Sentimentalität sozusagen.

*„Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebührt.“*

Man kann den Vergleich zwischen dem Naturwesen und dem Kulturwesen auch so zusammenfassen: Das erstere erfüllt seine Aufgabe vollkommen, doch ist diese Aufgabe leicht. Unsere Aufgabe ist aber viel schwerer und deshalb schaffen wir sie nicht ganz. Letztlich ist unser Zustand trotz aller Nostalgie und Wehmut um einiges vorzuziehen.

Und ähnlich stellt sich die Situation bei den verschiedenen Dichter- und Dichtungstypen dar: eben naive und sentimentalische Art. Denn – wir wollen es nicht vergessen – um Dichtung geht es in diesem Text ja offiziell.

Schiller nähert sich dem Naiven in der Kunst über das Kindliche an. Wir sind gerührt über ein Kind, weil es so unendlich viele Möglichkeiten noch vor sich hat, die wir hinter uns haben. Wir haben so viele Entscheidungen gefällt (oder sie wurden für uns gefällt), dass sich unser Lebensweg eingeengt hat, das unendlich offene und wilde Meer der Möglichkeiten hat sich eingeengt zu einem ruhigen Bächlein, auf dem unser Leben dahinschippert. Im Kind sahen wir als Anlage, als Potenzialität alles – in uns ist die Wirklichkeit immer hinter der Möglichkeit zurückgeblieben. Wir waren mal viel versprechend, aber nicht alle Versprechungen haben wir, hat unser Leben gehalten.

Das Naive im Leben und in der Kunst zeigt nun die „kindliche Einfalt“, über die wir nicht mehr nur lächeln können, sondern die wir beklagen verloren zu haben. Wie das Kind sich unwissend-unschuldig über künstliche unvernünftige Regeln erhebt, so siegt im Naiven „die Natur über die Kunst“, das Natürliche weist sich als dem Künstlichen überlegen, setzt es ins Unrecht. Schiller definiert das Naive als „eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird“. Eine naive Gesinnung ist die Eigenschaft kindlich gebliebener Menschen. Wie ein Kind, wenn sein Vater von der Armut eines Mannes berichtet, diesem des Vaters Geldbörse schenkt, so sagt der naive Mann in seiner Aufrichtigkeit jenem Bösen, der ihm schaden kann, die lautere Wahrheit. (Man könnte ergänzen die Geschichte aus einem Film, als Kinder aus Mitleid mit dem am Kreuz frierenden Jesus diese Figur in einem Puppenwagen mitnehmen – und dafür bestraft werden.)

Wir lächeln über solche Gestalten, denn sie verstoßen gegen Regeln der Konvention und der Klugheit, doch bewundern wir in ihnen die gerade Natur, die nicht durch Künstlichkeit und Misstrauen verbogen ist. Der Naive handelt aus der Notwendigkeit seiner inneren Natur heraus, ohne auf äußere Schicklichkeit zu achten. Wir bewundern ihre Humanität, denn *„sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu tun haben“*. Sie sind noch nicht so abgebrüht, um mit Bertolt Brecht zu singen: *„Wir wären gut - anstatt so roh / Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“*.

Einen großen Naiven der Weltliteratur findet man übrigens, um wieder Schillers Epoche zu enteilen in den Fürsten Myschkin in Dostojewskij *„Der Idiot“* – gestatten Sie mir diese Abschweifung: In diesem Roman geht es um einen, der in seiner eigenen Güte ruht, in Gott sozusagen – der aber mit dieser Welt, diesen Menschen nicht zurecht kommt. Fürst Myschkin, der Idiot, verkörpert die Gestalt eines unschuldigen Kindes. Und damit eigentlich des Christuskindes. Ein Don Quichotte, ein heiliger Narr.

Das Naive erinnert auch bei Schiller manchmal an das Heilige oder vielmehr an den Zustand des Menschen vor dem Sündenfall – bevor der Mensch vom Baum der Erkenntnis naschte und deshalb aus dem Paradies vertrieben wurde: Das verlorene Paradies – *„Paradise Lost“* wie das epische Gedicht von Milton aus dem 17. Jahrhundert überschrieben ist.

Auch Genies der Kunst oder der Politik sind für Schiller letztlich große Naive: *„Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines“*. Das Genie hat einen inneren Kompass, der ihm nicht zaudern oder vom Weg abweichen lässt, auch wenn am Wegesrand die Sirenen der Mode und des Zeitgeschmackes ihren Gesang hören lassen. Das Genie erweitert unseren Horizont, indem es *„außerhalb des Bekannten“* originell Neues schafft. Es ist fähig, *„die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen.“* Die schwierigsten Aufgaben erledigt es mit Leichtigkeit, handelt nicht nach äußeren Regeln, sondern nach inneren Intuitionen. Der Ausdruck des Genies ist immer voller Grazie, nie gezwungen oder gekünstelt. Schiller nennt die geäußerten Gedanken des Genies *„Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes“*.

Jeder Verstoß gegen die herrschenden Sitten, jede Abweichung von den Regeln der Kultur ist aber nur dann *„naiv“* im erhabenen Sinne, wenn der Betreffende nicht durch Schwäche und Überdruß getrieben wird, sondern aus moralischen Gründen handelt. Man soll nicht über die Beschwerden der Kultur, sondern über ihre Willkür, ihre Vernunftlosigkeit, ihre Amoralität klagen. Hier sieht man, dass Schiller nicht das Ideal des Vernunftlosen vertritt, sondern die Vernunftlosigkeit der Kultur kritisiert:

*„Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtsein und Willen das Gesetz zu ergreifen oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.“*

An jenes Lob von Vernunft und Bewusstsein schließen sich aber wieder diese Sätze an:

*„Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß ihr Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt, dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich ei eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.“*

Es geht also darum, sozusagen das Beste aus beiden Welten zu vereinen. Die Erregenschaften des modernen, aufgeklärten, sich frei aus der Natur erhebenden Menschen mit der Harmonie und Unschuld der Natur.

Natur ist Verschmelzung und All-Einheit, Kultur Entzweiung und Individualisierung, könnte man auch sagen. Die Sehnsucht in den Schoß der Natur zurückzukehren aus der Vereinzelung gleicht – psychoanalytisch mit Freud gesprochen – der Regression, in welcher der Erwachsene nicht nur in seine eigene Kindheit, sondern gar in den vorgeburtlichen Zustand und in den Mutterleib zurückkehren mag – in dieser naturhaften Geborgenheit der Gebärmutter.

Aber so weit geht Schiller natürlich nicht. Wie so viele im Zeitalter der Klassik preist er die Antike und insbesondere die Griechen gleichsam als heroische Kindheit der Menschheit. Schon 1755 hatte Winckelmann die Formel „*edle Einfalt*“ und „*stille Größe*“ der griechischen Kunstwerke gepriesen. Aber schon bei den Griechen hat die Rationalität das Naive untergraben. Der Unterschied der von der griechischen Aufklärung geprägten Gedankendramen eines Euripides zu dem naiven Tragöden Aischylos sieht schon Schiller – und ein dreiviertel Jahrhundert später wird Nietzsche in seinem Buch „*Die Geburt der Tragödie*“ den mit Sokrates und Euripides auf die Welt gekommenen moralistischen Rationalismus als Todesstoß für das wahre tragische Griechentum analysieren. Und noch ein dreiviertel Jahrhundert danach haben Adorno und Horkheimer in ihrer „*Dialektik der Aufklärung*“ den modernen Menschen, der an der Disziplinierung durch die Vernunft leidet, schon im homerischen Odysseus entdeckt. Aber wieder ins späte 18. Jahrhundert zu Schiller:

Unsere Bewunderung für die Antike ist für ihn gleichzeitig ein Schmerz über die verlorene Ursprünglichkeit: „*Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit*“. Und je mehr die Natur als Erfahrung und sozusagen handelndes Subjekt in ihrer Wirksamkeit verblasste, desto intensiver wurde sie zum Objekt der Dichtung und strahlte als Idee. Die Dichter seien ursprünglich nichts anderes als „*Bewahrer der Natur*“ und je mehr sie in die Fallstricke der naturfernen Kultur verstrickt sind, werden sie immer mehr zu „*Zeugen*“ und „*Räubern*“ dieser verlorenen Natur. Und hier begründet Schiller die titelgebende Aufteilung der Dichtung in zwei Arten, wenn er die Dichter beschreibt:

*„Sie werden also entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemütsstimmung Einfluss haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.“*

Der naive Dichter, den Schiller vornehmlich in der Vergangenheit entdeckt, wirke für uns Spätlinge „*kalt, gleichgültig, verschlossen*“, gar unempfindlich. Denn sein Gegenstand hat ihn ganz im Banne, er verschmilzt mit jenen, hat keine kritische oder gar sentimentale Distanz. Sein Herz trägt er nicht auf der Zunge, sondern es ruht sozusagen tief am Grunde seines Wirkens. Beispiele für fast kalt und herzlos in der Schilderung von Grausamkeiten wirkende Dichter sind Homer und Shakespeare.

Zwar gebe es auch in der Moderne noch naive Dichter, doch seien sie „*in einem künstlichen Weltalter nicht mehr so recht an ihrer Stelle*“, seien nur Ausnahmegestalten, die es irgendwie vermocht haben, von dem „*verstümmelnden Einfluss*“ ihrer Epoche nicht gezeichnet zu sein.

Schiller stellt nun in immer neuen Antithesen den naiven und den sentimentalischen Dichter einander entgegen. Der eine *ist* Natur, der andere *sucht* Natur. Der eine ist reine – jedoch nicht rohe – Natur, „*ungeteilte sinnliche Einheit*“ und „*harmonisierendes Ganzes*“, in ihm sind Sinnlichkeit und Rationalität noch nicht getrennt, passiv-empfangendes und aktiv-gestaltendes noch nicht geschieden, wie beim anderen, dem sentimentalischen Dichter. Beim ersteren entstehen die Werke aus Notwendigkeit und erlebter Wirklichkeit, die es nur nachzuahmen gilt, beim anderen entspringen die Schöpfungen viel mehr aus Fantasie und rationaler Erwägung:

*„Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d.h., als nach Einheit strebend sich äußern.“*

Die Naiven rühren durch die Natur, ihre sinnliche Wahrheit und lebendige Gegenwart – die sentimentalischen Dichter der Gegenwart jedoch durch Ideen, da die Einheit und Harmonie eben nicht mehr Wirklichkeit ist.

Ist die Kunst der Begrenzung jene der Naiven, so zählen die Sentimentalischen eher das Unendliche des Ideals zu ihrem Metier. Richtig beschreibt Schiller hier das griechische Ethos als eines des Maßes. Für die alten Griechen war die Welt ein Kosmos, was wörtlich Ordnung oder Schmuck heißt, also ein durch Begrenzungen wohl geordnetes Ganzes, nicht etwas form- und grenzenloses. Der Philosophiegeschichtler mag hier einwenden, dass als Gegenbeispiel doch im 6. vorchristlichen Jahrhundert Anaximander zu nennen wäre, der als Prinzip und Ursprung alles Seienden das Apeiron, also das Unbegrenzte, Unendliche, sozusagen Grenzenlos-Unbestimmbare anführte. Doch dies blieb im Griechentum die Ausnahme. Und gerade in der bildenden Kunst war das rechte Maß die Grundlage. Hier seien, so Schiller, die Alten in diesem Bereich uns überlegen, denn: „*Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit*“, wohingegen die etwa in der Dichtung wirkenden Einbildungskraft sich durchaus auf das Unbegrenzte beziehen könne. Dass auch die Malerei und Bildhauerei sich diesem annähern kann, zeigt in meinen Augen jedoch die moderne abstrakte Malerei, in der durchaus das Unbegrenzte der Ideen bildlichen Ausdruck findet.



Wenden wir uns aber wieder der Dichtkunst zu. Hier kommt Schiller zu weiteren Unterscheidungen. Die naive Kunst ginge ja von der unterschiedslosen Einheit der Natur aus und kenne deshalb keine grundsätzliche Unterschiedlichkeit der Behandlungsweise. Die moderne sentimentalische ginge aber gerade von einer Differenz, einer Zweiheit aus, von zwei widerstreitenden Vorstellungen: eben dem Widerspruch zwischen Natur und Kultur, zwischen verlorenen Paradies und realer Entfremdung, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen unendlicher Idee und wirklicher Begrenzung. Hier gebe es Unterschiede in den Relationen. Je nach Behandlung überwiegt einmal das eine, einmal das andere Element. Schiller unterscheidet hier die satirische und die elegische Dichtung.

Satirisch ist sie, wenn die Entfernung der Realität von der Natur Gegenstand ist, wobei hier wieder zwischen einer eher ernsthaft, strafenden und pathetischen sowie der scherzhaft-komischen Form zu unterscheiden sei.

Ist aber die Natur als das Ideal eher im Mittelpunkt, handelt es sich um die elegische Dichtung. Das kann entweder eine Elegie im engeren Sinne sein, die traurig vom verlorenen bzw. nicht erreichten Naturideal kündigt, oder eine Idylle sein, in dem dieses als real dargestellt wird (z.B. die damals modische bukolische Darstellung des Hirtenlebens).

Das dargestellt Ideal, ob nun dessen Verlust betrauert oder dessen Realität imaginiert wird, wird immer in einer nie da gewesenen Vollkommenheit imaginiert.

Diese von Schiller getroffenen Einteilungen sind nun nicht mit den üblichen formalen Einteilungen der Poetik zu verwechseln, sie stehen vielmehr gleichsam quer zu ihnen. Interessant ist übrigens in diesem Zusammenhang Schillers Äußerung über den verschiedenen Rang von Komödie und Tragödie. Bei ihm heißt es:

*„Wenn also die Tragödie von einem wichtigeren Punkt ausgeht, so muss man auf der andern Seite gestehen, dass die Komödie einem wichtigern Ziel entgegengeht und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungeheimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.“*

Ein weiterer Exkurs ist der Frage gewidmet, was den Dichtern erlaubt sei. Hier ist Schiller sowohl radikal und anarchisch als auch keusch und moralisch. Einerseits darf der Dichter alles, ist als Zeuge der unschuldigen Natur nicht an Gesetze und Konventionen gebunden, darf altmodisch gesprochen die Grenzen der Schicklichkeit frei überschreiten. Andererseits ist das nur dem wahrhaft unschuldigen Dichter, der aus moralisch reinen Antrieben handelt, gestattet. Er ist nicht Vertreter der rohen Natur von Begierden und Grausamkeiten, sondern der wahren Natur, welche letztlich höchste Humanität sei.

Letztlich hat der Dichter die Funktion, ob negativ-kritisch oder positiv-affirmativ, den Menschen einen sinnlichen Schein jener höheren Natur zu geben, zu der aufzubrechen das höchste Ziel des Menschen ist. Hegel wird einmal das Kunstschöne als das „*sinnliche Scheinen der Idee*“ bezeichnen und Stendhal die Aufgabe der Kunst als „*promesse de bonheur*“, Glücksversprechen, definieren. Wie bei Nietzsche jede Lust Ewigkeit will, so bei Schiller jede Poesie Unendlichkeit:

„Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches sein, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches sein, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisiert, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchzuführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.“

Übrigens ist diese Schrift auch auf gewisse Weise interpretierbar als vorsichtige Distanzierung von Goethe und als Vorbereitung der Deutschen Romantik. In Schillers Bild des naiven Genies scheint der große Wahlverwandte Goethe auf, der bewundert wird, aber als letztlich nicht zeitgemäß sei, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist. Und in Schillers Schilderung der modernen sentimentalischen Dichtung, die keine Konventionen und keine Grenzen mehr kenne, sieht man schon jene z.B. von Schlegel beschriebene „Progressive Universalpoesie“, welche unendlich, absolut und frei sei: „Sie“, so Schlegel „allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide.“

Letztlich triumphiert der Sentimentale, welcher wehmütig an die Vergangenheit erinnert, damit aber eigentlich progressiv von der Zukunft kündigt.

Hat der Naive zwar seinen begrenzten Gegenstand in Vollkommenheit dargebracht, so übertrifft ihn der Sentimentale darin,

„daß er dem Trieb einen größeren Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existierende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, dahingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist etwas Unendliches.“

Oder mit einer anderen späteren Dichterin, Emily Dickinson, gesprochen: *The brain is wider than the sky/For, put them side by side/The one the other will contain/With ease, and you, beside.* Frei übersetzt: Unser Hirn spannt sich weiter als das Himmelszelt, denn, legt du sie nebeneinander, wird das eine das andere leicht umfassen und dich dazu. Oder in die Schiller'sche Kunstphilosophie übertragen: Die menschliche Einbildungskraft, unser Geist kann die Schwingen so weit über die begrenzte Realität erheben, dass er in das Himmelreich der Unendlichkeit vordringt. Damit er sich hier nicht wie einst Ikarus die Flügel verbrennt, so könnte man anfügen, muss er sich vor wilder Schwärmerei bewahren.

Hier braucht man wieder den naturnahen, doch begrenzten Naiven. Man bräuchte einen Menschenschlag, in dem

*„sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen“ würde, „daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte und, indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andre es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann*

Aber letztlich bleibt die Überlegenheit des modernen Dichters. Nur dem großen Sentimentale ist es gegeben, *„jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wiederherzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugeben.“*

Es geht Schiller immer um Ganzheitlichkeit, darum, der Menschheit ihren vollen Ausdruck zu geben, alle Einseitigkeiten zu überwinden – und der große Kündler dieser Utopie ist der Dichter. Das naturhafte Ideal ist für Schiller *„unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Äußerung und [...] die Fähigkeit, über alle unsre Kräfte mit gleicher Freiheit disponieren zu können“*. Dem entgegen steht eben jener Menschenschlag, bei dem die verschiedenen Potenzen und Anlagen je vereinzelt nur entwickelt sind, wo keiner Mensch im Vollsinn dieses Worte ist. Hölderlin wird im Hyperion nur wenige Jahre nach Schillers Aufsatz gerade das deutsche Volk als Inbegriff von Entfremdung und Einseitigkeit schildern:

*"Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen - ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?"*

Und auf ganz andere Weise findet man auch in Schillers Abhandlung eine Kritik der Deutschen, nämlich jener dumpf Naiven, welche die rohe statt der wahren Natur verherrlichen:

*„Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv sein zu wollen – er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platitüden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung duldet man diese Armseligkeiten – aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann.“*

Zum Schluss seines Textes versucht Schiller nun aus der Einteilung der Dichter eine Typologie der Menschentypen insgesamt abzuleiten. Abgezogen das Poetische bleibe vom Naiven der Typus des Realisten und vom Sentimentalen der Menschenschlag der Idealisten. Diese psychologische und anthropologische Einteilung wird folgendermaßen ausgeführt:

Den Realisten zeichne aus:

Den Realisten zeichne aus: *„in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignierte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was sein muß.*

Und für den Idealisten sei typisch: *„im Theoretischen ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht.“*

Der Realist lasse sich von der Natur, der Erfahrung bestimmen – ist sozusagen Empirist. Der Idealist erkennt als Rationalist nur die Vernunft an. Der Realist ist dort Meister, wo alles in gewohnter Ordnung ist und das Erwartbare sich einstellt, dem Neuen, das erstmalig das Licht der Welt erblickt, steht er – im Gegensatz zum Idealisten – hilflos gegenüber. Während der Realist mit Wahrheiten zufrieden sich gibt, die unter bestimmten Voraussetzungen stimmen, verlangt es dem Idealisten nach voraussetzungslosen Wahrheiten. Man könnte, Schiller hier weiterspinnend, sagen, dass der Realist im Hypothetischen und Relativen, der Idealist im Kategorischen und Absoluten zuhause sich fühle.

Schließlich kommt Schiller zu einer moralischen Gegenüberstellung der beiden Typen. Auf's Ganze gesehen, handelt der Realist berechenbar und gleichmäßig, nicht seine einzelne Handlung, aber die Summe seiner Akte trägt das Zeichen der Moral. Der Idealist in seiner Freiheit ist unsteter, aber in seinen einzelnen Handlungen von höherer Moral, kann aber auch ethisch viel tiefer fallen. Politisch setzt der Realist auf Wohlstand, der Idealist auf Freiheit. Interessant sind die je verschiedenen Verhältnisse der beiden zum Menschen und der Menschheit:

*„Jener [gemeint ist der Realist] beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser [der Idealist also] denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.“*

Im Moralischen erinnern Schillers Typologie an einen philosophiegeschichtlich immer wieder aufgewärmten Grundsatzstreit: Dieser wird oft der zwischen Sittlichkeit und Moralität genannt. Erstere ist die in Institutionen und Traditionen eingebettete Normalität regelkonformen Handelns, zweitere der absolute, fast moralistische Standpunkt des Einzelnen und seiner Prinzipien. Vertreter der so verstandenen Moralität sind anfangs Platon, später Kant, heute z.B. die Liberalen und auch Linksliberale wie Habermas und Apel mit ihrer Diskursethik. Die Sittlichkeit dagegen hat erst Aristoteles stark gemacht, viel später Hegel und heute einerseits die amerikanischen Kommunitaristen, andererseits die Neokonservativen der Ritter-Schule wie Lübke oder Marquard mit ihrem Rekurs auf Üblichkeiten und ihre Warnung vor einem Hypermoralismus.

Schiller, Freund *und* Antipode Goethes, stand gerade in seiner Jugend eher dem Standpunkt der Moralität nahe und ist tendenziell als Idealist und Sentimentaler zu bezeichnen.

Und in einem kurzen Exkurs stellt er gar die These auf, dass moralisch auch dem noch so größten Realisten etwas Ideelles anhaftet. Der Realist kommt nämlich in die Breddouille, wenn man ihn unerbittlich fragt, warum er sich in seinem Handeln und Leiden der Natur unterwirft. *„Warum willst du denn, was sein muß?“*. Denn der Mensch *„kann ja, kann ja auch nicht wollen, was sein muß.“*

Der Mensch kann ja, so könnte man Schiller, ergänzen, sich so heroisch wie vergeblich dem Schicksal entgegenstellen. Wie Cato der Ältere einst ausrief: *„Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni“*. Die siegreiche Sache *gefiel* den Göttern, aber die besiegte *gefiel* dem Cato. Oder man erinnert sich an der Sisyphos-Gestalt von Albert Camus, der weiß, dass der Stein immer wieder vom Gipfel rollt, sich aber so stolz wie vergeblich diesem Naturgesetz immer wieder entgegenstellt.

Aber wieder zu Schiller: Für ihn kann der Realist diese Unterwerfung unter das Naturnotwendige nicht mehr „realistisch“ mit den reinen Tatsachen und ihrer Gewalt, sondern – sobald er sich im Feld moralischer Begründungen bewegt – nur noch mit Bezug auf eine Idee, also sozusagen idealistisch begründen. So spricht Schiller zum scheinbar reinen Realisten:

*„Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes), und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus und bestimmst dich idealistisch.“*

Auch wenn, wie hier zum Beispiel, Schiller immer wieder der Versuchung sich annähert, dem sentimental Idealisten seine größere Sympathie zuzusprechen, Vernunft und Freiheit als das wahre Menschliche zu preisen, versucht er letztlich doch einen weisen, gleichsam Goethe'schen Ausgleich zu schaffen. Er stellt die These auf,

*„daß das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig sein muß. Maßen wir uns nun an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußere Dasein der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf nichts hinauslaufen; denn alles Dasein steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eigenen Seins mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unsere Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.“*

Letztlich aber, so meine Schlussthese, obsiegt auch in des späten Schillers Brust der jugendliche Idealist über den immer mehr verinnerlichten Antipoden Goethe.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.